



Volksgemeinschaft – Ausgrenzungsgemeinschaft. Die Radikalisierung Deutschlands ab 1933

4. Internationale Konferenz zur Holocaustforschung

**Eine Konferenz der Bundeszentrale für politische Bildung in Kooperation mit der
Universität Flensburg und der Humboldt-Universität zu Berlin**

27. – 29.1. 2013 in Berlin, dbb forum berlin, Friedrichstraße 169/170

Elissa Mailänder, Centre d'histoire de Sciences Po, Paris

Beitrag zum Podium: Soziale Dynamiken und Alltagskultur

28. Januar 2013, Berlin

Alte Kameradinnen: Das Erlebnisangebot des Nationalsozialismus für junge „Ostmärkerinnen“ (1938-1945)

Wien, im März 1938.

„Die Hakenkreuzfahnen. Ich habe vorher noch nicht viel von diesem H... gehört aber mir war das so eigentümlich zu Mute es stand vor mir wie eine drohende Gefahr. Wir hatten damals ziemlich viel frei und da ging ich mit meinem Hans auch in die Stadt wo sich die Leute begeistert mit Heil H. begrüßten, ganz fremde Leute grüssten sich, auch uns grüsste man, aber weder mein Hans noch ich brachten diesen Gruss über die Zunge.“¹

¹ Institut für Geschichte (IfG) – Wien, Sammlung Frauennachlässe (SFN), NL 82, autobiographische Aufzeichnungen von Hedi G. 1942, ohne Datum, S. 6. Vgl auch. IfG – Wien, SFN, NL 105, Fotonachlass des Wiener Ehepaares Helene und Richard E. Datum unbekannt. Zitierte Personennamen sind aus Gründen des Datenschutzes anonymisiert. Ich danke dem Forschungsteam der Sammlung Frauennachlässe für Hilfe und Unterstützung, insbesondere Li Gerhalter, Ines Rebhan-Glück, Brigitte Semanek und Christa Hämmerle.

Diese Zeilen notierte Hedi G. (Jahrgang 1913) wenige Monate, nachdem sie die Nachricht des Todes ihres gefallenen Ehemannes im April 1942 erreichte. Die Büroangestellte verfasste daraufhin einen fünfundzwanzigseitigen autobiografischen Bericht über ihre Liebe und Ehe, in dem sie auch die Stimmung nach dem „Anschluss“ festhält, wie beim oben zitierten gemeinsamen Spaziergang durch Wien.

„Die Zeit ging weiter, es kamen zwar Sachen vor, die für einen gesunden Menschenverstand zu viel waren, z.B. räumte man die jüdischen Geschäfte aus, schlug die Auslagen ein, warf die Ware auf die Strasse, wo sich die unterste Schicht der Menschen, der Abschaum der Menschheit darum balgte. Man fragte sich damals, sind denn das noch dieselben Menschen, mit denen man früher in einer Stadt gelebt hat? Oder woher sind diese Bestien plötzlich gekommen. In der Zeitung stand dann die erregte Volksmenge ist über die jüd. Geschäfte gegangen, diese Volksmenge waren jedoch einige SA.-Männer (Männer sollte man da zwar gar nicht dazu sagen) und dann HJ-Buben, das hab ich mit eigenen Augen gesehen, auf Hörensagen hab ich noch nie etwas gehalten. Die Leute, die trotzdem zu Juden einkaufen gegangen sind die wurden gleich als Schaustück in die Auslage gesetzt oder es wurde ihnen eine Tafel umgehängt und da mussten sie auf so belebten Strassen auf und abgehen, man kam sich vor wie im tiefsten Mittelalter bei Hexenverfolgungen kann es nicht anders gewesen sein. Uns ließ man ja schließlich in Ruhe, wir mischten uns nirgends drein und wichen allen solchen Sachen aus.“²

Die Aufzeichnungen von Hedi G. zeigen, dass der „Anschluss“ und die gewalttätigen Boykotte der jüdischen Geschäfte in Wien von der Büroangestellten zwar als Unrecht wahrgenommen und beschrieben wurden, die Schreiberin sich jedoch nicht direkt davon betroffen bzw. daran beteiligt fühlt. Hedi G. unterscheidet kategorisch zwischen einem „sie“, den lokalen Nazis oder solchen, die sich plötzlich als Sympathisanten outeten, und einem „Wir“, dem Paar, das sich im Folgenden ins Private, vermeintlich Unpolitische zurückzog und soweit es ging vom politischen Geschehen abschottete.

Eine andere Zeitzeugin, die ehemalige Frontschauspielerin Katharina P. (Jahrgang 1914) notierte in ihrem autobiographischen Bericht über den 13. März 1938 lakonisch: *„Adolf Hitler hat die Ostmark heimgeholt. Man versinkt in Jubel. Diejenigen, die nicht jubeln, selbst wenn ihnen keine unmittelbare Gefahr droht, gehen unter.“*³ Eine Szene an der Straßenbahnhaltestelle machte ihr die schlagartige Veränderung der österreichischen Gesellschaft bewusst und blieb ihr eindrücklich in Erinnerung:

² Ebd.

³ IfG – Wien, SFN NL 24, autobiographische Aufzeichnungen von Katharina P., ohne Datum, S. 7.

„Kurz nach dem Umbruch stehe ich bei der Haltestelle Karlsplatz und wartete auf einen Wagen der Zweierlinie. Mit mir zusammen stehen drei ältere Damen, die allerdings in die andere Richtung fahren wollen. In ihrem Aussehen verkörpern sie Würde und Solidität, im Knopfloch prangt das Parteiabzeichen und ihr Gesichtsausdruck drückt Glück und Seligkeit aus. Ich halte sie eigentlich für beneidenswert... Endlich kommt die Straßenbahn, eine steigt ein und zwei bleiben zurück. Sie reichen einander die Hände und dann versinken sie in militärischer Haltung in den deutschen Gruß. Während der Zweierwagen die eine entführt, stehen die beiden anderen noch immer mit erhobener Hand. Und mir kommt zum ersten Mal aber mit aller Vehemenz der Sinn für die Lächerlichkeit der Situation zum Bewusstsein.“⁴

Die beiden subjektiven Perspektiven auf die tagespolitischen Ereignisse im März 1938 zeigen, wie präsent der Terror, aber auch die Begeisterung im Alltagsleben waren. Insbesondere die Anekdote mit den drei hitlergrüßenden alten Damen veranschaulicht eindrücklich, wie schnell sich die österreichische Gesellschaft den neuen Sitten anpasste. Wie der Alltagshistoriker Andrew Steward Bergerson in seiner Studie über die Nazifizierung von Hildesheim veranschaulichte, ist die historische Beobachtung von sozialen Beziehungen und individuellen Praktiken auf mikrosozialer Ebene, wie z.B. Freundschaften, Arbeitskollegenschaft und Nachbarschaft, ein günstiger Ansatz, um gesellschaftliche Veränderungen zu untersuchen. Denn der Wandel von vermeintlich banalen Dingen wie Grußformen hat eine direkte Auswirkung auf die Politisierung der Gesellschaft. Grußformen sind kodierte Rituale, die von einer Gemeinschaft anerkannt und gepflegt werden und gemeinhin dazu dienen, dem anderen Respekt zu zollen. Wenn also in Hildesheim der Dreißigerjahre und in Wien 1938 plötzlich öffentlich die Hand zum Hitlergruß erhoben wird, anstatt den Hut zu lüften, mit dem Kopf zu nicken, zum Handkuss anzulegen oder die Hand zum Handschlag auszustrecken, dann sagt uns das etwas über die gemeinschaftliche Herstellung (*enactement*) einer neuen politischen Kultur und neuer Gewohnheiten.⁵

Nun war die Lage im März 1938 in Österreich eine besondere, denn bislang war die öffentliche Bekundung zum Nationalsozialismus strafbar gewesen, da die Parteizugehörigkeit zur NSDAP zwischen 1934 und 1938 verboten war. Jene frühen Sympathisanten des Nationalsozialismus galten als so genannte „Illegale“ und wurden gesetzlich bestraft. Nach Kriegsende wurde die Gesamtzahl dieser frühen Nationalsozialisten auf 98.330 Personen geschätzt, von insgesamt ca. 550.000

⁴ Ebd.

⁵ Andrew Stuart Bergerson, *Ordinary Germans in extraordinary Times. The Nazi Revolution in Hildesheim*, Bloomington, Indiana University Press 2004, S. 146-158.

später registrierten österreichischen Nationalsozialisten bzw. Nationalsozialistinnen.⁶ Allein schon die Gesten der drei Wiener Damen, die zum Hitlergruß ansetzten und sich öffentlich als Nazisympatisantinnen bekundeten, markiert somit einen radikalen politischen Umbruch. Und gleichzeitig erschöpft sich die Begeisterung für den Nationalsozialismus nicht im hochpolitisierten Personenkreis der Parteianhänger und der so genannten „Illegalen“.

Am Beispiel einer KZ-Aufseherin, einer RAD-Führerin und einer Lebensborn-Krankenschwester möchte ich das Erlebnisangebot und die „Attraktivität“ des Nationalsozialismus für junge Österreicherinnen erkunden, um damit das Mitmachen junger, nicht vordergründig politisierter „Ostmärkerinnen“ nach dem Anschluss zu erklären. Mit Ausnahme der ehemaligen KZ-Aufseherin sind alle Personennamen aus Gründen des Datenschutzes anonymisiert.

I. Eine KZ-Aufseherin

Hermine Braunsteiner wurde 1919 als jüngstes von sieben Kindern in einer von ihr als „Arbeiterfamilie“ bezeichneten Wiener Kleinbürgerfamilie geboren. Der Vater arbeitete als Chauffeur bei einem Brauereibesitzer, die Mutter als Wäscherin und Hausbesorgerin. Die Verhältnisse waren eng und ärmlich, denn die siebenköpfige Familie Braunsteiner lebte in einer vom Arbeitgeber der Eltern bereitgestellten Dreizimmerwohnung im Wiener Vorstadtbezirk Nußdorf. Als Braunsteiner 1933 die Hauptschule abschloss, konnte sie ihren ursprünglichen Berufswunsch, Krankenschwester zu werden, nicht realisieren, denn der plötzliche Tod des Vaters zwang das 15-jährige Mädchen, 1934 sofort in die Arbeitswelt einzusteigen, um zum Lebensunterhalt der Familie beizutragen. Fortan arbeitete Braunsteiner als Hausmädchen in Wien, eine weit verbreitete Tätigkeit bei Mädchen ohne besondere Ausbildung und Berufserfahrung.⁷ In den folgenden Jahren bemühte sie sich immer wieder, dieser ungeliebten Stellung zu entkommen. Versuche, im Sommer 1936 in

⁶ Die Zahl schwankt zwischen 536.660 und 549.353. Winfried R. Garscha, „Zum Umgang mit der NS-Herrschaft nach 1945“, In : Tálos, Hanisch, Neugebauer, Sieder, *NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch*, Wien, öbv&htp, 2001, S.852-883, hier S. 853.

⁷ Vgl. Ursula Nienhaus, *Berufsstand weiblich. Die ersten weiblichen Angestellten*, Berlin 1982; Karin Walser, *Dienstmädchen. Frauenarbeit und Weiblichkeitsbilder um 1900*. Frankfurt am Main 1985; Carola Lipp, *Schimpfende Weiber und patriotische Jungfrauen*, Moos/Baden-Baden 1986; Dorothea Wierling, *Mädchen für alles. Arbeitsalltag und Lebensgeschichte städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende*, Bonn 1987.

Holland bei Verwandten eine Anstellung zu finden, schlugen fehl. Nach drei Monaten kehrte Braunsteiner wieder nach Wien zurück und arbeitete als Hilfsarbeiterin am Fließband in der Brauerei des Arbeitgebers ihres verstorbenen Vaters. Durch Vermittlung eines Mädchens aus ihrer Straße fand sie schließlich bei einer amerikanischen Familie in London eine Stelle als Hausgehilfin. Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Dritte Reich kehrte Braunsteiner jedoch wieder nach Wien zurück, aus Angst, im Kriegsfall von den Briten interniert zu werden.⁸ Vom Regimewechsel erwartete sie sich die Möglichkeit, unentgeltlich ihren Wunschberuf Krankenschwester erlernen zu können.

„Ich hoffte, infolge der sogenannten Machtübernahme nun auch eine berufliche Chance zu haben und unentgeltlich einen Beruf lernen zu können. Deshalb habe ich meine Papiere nach Berlin zur Zentrale der sogenannten Blauen Schwesternschaft⁹ geschickt, in der Hoffnung, dort eine Ausbildung zu bekommen.“¹⁰

Doch diese Erwartungen wurden nicht erfüllt. Braunsteiner bekam keinen Ausbildungsplatz und landete stattdessen wieder am Fließband in der Brauerei, eine Arbeit, die ihr nicht zusagte. Braunsteiner wollte nur eines, weg von dort. Nur drei Monate nach ihrer Rückkehr ließ sich die knapp zwanzigjährige Wienerin im August 1938 beim Arbeitsamt kurzerhand auf eine Liste für eine Erwerbstätigkeit in Deutschland setzen. Eine Woche, nachdem Braunsteiner das Wiener Arbeitsamt aufgesucht hatte, fuhr sie zusammen mit hundert österreichischen jungen Frauen nach Grüneberg bei Berlin, wo sie einer Munitionsfabrik zugeteilt wurde.¹¹ Die Fließbandarbeit in den Grüneberger-Metallwerken empfand Braunsteiner, ähnlich wie schon die Arbeit in der Wiener Bierbrauerei, als mühsam und frustrierend. Als ihr Vermieter, ein Polizeimeister aus Fürstenberg ihr erzählte, das neu eingerichtete Frauen-Konzentrationslager (Braunsteiner spricht von „Umschulungslager“)

⁸ Vernehmung Hermine Ryan geb. Braunsteiner am 20.8.1973 in Düsseldorf, HStA Düsseldorf, Ger. Rep. 432 Nr. 193, Bl. 49f. Cf. Elissa Mailänder Koslov, „Lebenslauf einer SS-Aufseherin“, in: Ulrich Fritz et al., Tatort KZ. Neue Beiträge zur Geschichte der Konzentrationslager, Klemm&Oelschläger 2003, S. 96-116.

⁹ Der Reichsbund freier Schwestern und Pflegerinnen, die sogenannte »Blaue Schwesternschaft«, ist bis 1942 von den nationalsozialistischen »Braunen Schwestern« zu unterscheiden. Vgl. Ilsemarie Walter, »Auswirkungen des »Anschlusses« auf die österreichische Krankenpflege«, in: Sonia Horn u.a. (Hg.), Medizin und Nationalsozialismus. Wege der Aufarbeitung, Wiener Gespräche zur Sozialgeschichte der Medizin, Wien 2001, S. 143-159.

¹⁰ Vernehmung Hermine Ryan geb. Braunsteiner am 20.8.1973 in Düsseldorf, HStA Düsseldorf, Ger. Rep. 432 Nr. 193, Bl. 51.

¹¹ Vernehmung Hermine Ryan geb. Braunsteiner am 20.8.1973 in Düsseldorf, HStA Düsseldorf, Ger. Rep. 432 Nr. 193, Bl. 51f.

Ravensbrück suche nach jungen Frauen, die geeignet seien, Gefangene zu beaufsichtigen, meldete sich Braunsteiner kurzerhand.¹² Die Aussicht, der Fließbandarbeit zu entkommen, noch dazu zu einem anständigen Gehalt, war verlockend. Am 15. August 1939 trat Braunsteiner mit Dienstnummer 38 ihren Dienst als Aufseherin in Ravensbrück an und gehörte somit zu den KZ-Aufseherinnen der ersten Stunde.¹³

Ravensbrück war der Startschuss für eine fast fünfjährige Laufbahn, die sie als gewöhnliche Aufseherin begann, um im Oktober 1942 ins Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek im besetzten Polen versetzt zu werden, wo sie die Funktion einer „stellvertretenden Lagerleiterin“ innehatte und u.a. für Selektionen für die Gaskammer zuständig war. Ihre Lager-„Karriere“ beendete Braunsteiner in Genthin, einem Außenlager von Sachsenhausen, wo die Vierundzwanzigjährige im Januar 1944 die Lagerleitung über die 700 weibliche Häftlinge übernahm. Von ihren Vorgesetzten als streng geschätzt, galt Braunsteiner in Majdanek wegen ihrer häufigen, teilweise tödlichen Fußtritte als äußerst gewalttätig. Ein „Markenzeichen“, das ihr den Spitznamen „kobyła“ (Stute) einbrachte.¹⁴

1945 kehrte Braunsteiner wieder in ihre Geburtsstadt zurück, wo sie 1946 wegen ihrer Aufseherinnentätigkeit im Konzentrationslager Ravensbrück verhaftet wurde. Das Landgericht Wien eröffnete 1949 ein Volksgerichtsverfahren¹⁵, in dem sie am 22. November wegen Misshandlungen von österreichischen politischen Häftlingen zu einer Kerkerstrafe von drei Jahren verurteilt wurde. Vier Monate später, am 26. April 1950, wurde sie jedoch wieder auf freien Fuß gesetzt, da ihr die eineinhalbjährige Verwahrungs- und Untersuchungshaft angerechnet wurde.¹⁶ Nach ihrer Entlassung

¹² Vernehmung Hermine Ryan geb. Braunsteiner am 20.8.1973 in Düsseldorf, HStA Düsseldorf, Ger. Rep. 432 Nr. 193, Bl. 52f.

¹³ Ebenda, Bl. 56.

¹⁴ Cf. Elissa Mailänder Koslov, Gewalt im Dienstalltag. Die SS-Aufseherinnen des Konzentrations- und Vernichtungslagers Majdanek, 1942-1944, Hamburg: Hamburger Edition 2009.

¹⁵ Die Volksgerichte in der sowjetischen Zone hatten seit August 1945 ihren Sitz in Wien. In den übrigen, von den westlichen Alliierten besetzten Gebieten tagten die Volksgerichte ab Anfang 1946 in den Landesgerichten in Graz, Linz und Innsbruck. Vgl. Winfried R. Garscha/Claudia Kuretsidis-Haider, Die Nachkriegsjustiz als nicht-bürokratische Form der Entnazifizierung: Österreichische Justizakten im europäischen Vergleich. Überlegungen zum strafprozessualen Entstehungszusammenhang und zu den Verwertungsmöglichkeiten für die historische Forschung, Wien 1995.

¹⁶ „Weil es einer Wienerin gar nicht liegt, so brutal zu sein ...“ Frauenbilder im Wiener Volksgerichtsverfahren gegen eine österreichische KZ-Aufseherin (1946-1949“, in: zeitgeschichte, Jg. 32, Heft 3, 2005, S. 128-150.

arbeitete die ehemalige KZ-Aufseherin in Kärnten als Stubenmädchen.¹⁷ Dort lernte sie den amerikanischen Soldaten Russel Ryan kennen, dem sie im Oktober 1958 nach Kanada folgte, um nach der Heirat am 22. April 1960 gemeinsam mit ihm in die USA einwanderte. Das Ehepaar ließ sich in New York im Stadtteil Queens nieder, wo Russel Ryan als Elektromechaniker und Braunsteiner in einer Strickereifabrik arbeitete. Die Ryans lebten ein ruhiges Leben, bis Simon Wiesenthal die ehemalige SS-Aufseherin ausfindig machte und Braunsteiner von ihrer Vergangenheit eingeholt wurde. Von November 1975 bis Juni 1981 stand Braunsteiner als eine der Hauptangeklagten in Düsseldorf wegen ihrer Verbrechen in Majdanek vor Gericht. Im sogenannten Majdanek Prozess wegen gemeinschaftlichen Mordes in zwei Fällen an mindestens 100 Menschen zu lebenslänglicher Haft verurteilt¹⁸, verbüßte sie ihre Strafe in verschiedenen deutschen Strafvollzugsanstalten des Rhein- und Ruhrgebietes und starb am 19. April 1999 in einem Bochumer Altersheim.

II. Eine Reichsarbeitsdienstführerin

Franziska G., geb. 1921, wuchs auf einem kleinen Bauernhof im südlichen Niederösterreich auf. Ihr Vater war Holzarbeiter. Nach der Hauptschule besuchte sie eine einjährige klösterliche Haushaltungsschule in Wiener Neustadt. 1936 verließ die Fünfzehnjährige die Schule und nahm eine Stelle als Dienstmädchen bei einer Familie in Wiener Neustadt an, wo sie fünf Jahre lang blieb. Im Herbst 1942 wurde sie zum einjährigen Reichsarbeitsdienst (RAD) einberufen, den sie in einem Arbeitslager in Irrnritz im niederösterreichischen Waldviertel ableistete. *„Und so nahm meine Berufsumstellung seinen Lauf“* erinnerte sich Franziska G. in ihren autobiographischen Lebenserinnerungen.¹⁹

Seit Juni 1935 musste jeder junge deutsche Mann im Alter von 18 bis 24 Jahren eine sechsmonatige, gemeinnützige Arbeitspflicht absolvieren, die dem Wehrdienst voranging. Mit Beginn des Krieges wurde dieses Prinzip auch auf die weibliche Jugend ausgedehnt. Die Ableistung der Arbeitsdienstpflicht war Voraussetzung für

¹⁷ Neuerdings sind private Dokumente aus dieser Zeit aufgetaucht: Jungle World Nr 7., 14.2.2013, <http://jungle-world.com/artikel/2013/07/47154.html> (Einsicht 27.2.2013)

¹⁸ Elissa Mailänder Koslov, „Der Düsseldorfer Majdanek-Prozess (1975-1981) : Ein Wettlauf mit der Zeit“, in: Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland (9), Bremen 2005, p. 74-88.

¹⁹ IfG – Wien, SFN, NL 48, Lebenserinnerungen von Franziska G. ohne Datum.

die Zulassung für jegliche andere Berufsausbildung. Frauen unter 21 Jahren hatten zunächst sechs Monate und ab Juli 1941 ein volles Jahr zu dienen. Im April 1944 wurde die Dienstpflicht auf 18 Monate verlängert und im November 1944 schließlich vollständig entfristet.²⁰ Durch diese Dienstzeitverlängerungen konnten zusätzliche Kräfte für den Flak-Einsatz gewonnen werden. Der Reichsarbeitsdienst, der anfangs ein geschicktes politisches Mittel gewesen war, um die Arbeitslosenzahlen zu dämmen, gewann mit den Kriegsvorbereitungen zunehmend an wirtschaftlicher Bedeutung und hatte während des Krieges eine hohe kriegswirtschaftliche Funktion. Die sukzessive Vergrößerung der Arbeitskräftekapazität des RAD verlangte nach zusätzlichem Ausbildungspersonal. Insbesondere die stetig steigende Zahl der kasernierten „Arbeitsmädchen“ verlangte nach Führerinnen, einer Entwicklung, von der auch Franziska G. 1943 profitierte.

Die nunmehr einundzwanzigjährige Niederösterreicherin schätzte ihre weiteren beruflichen Perspektiven als gering ein und meldete sich freiwillig für eine Verlängerung des RAD-Jahres. Sie wurde zur weiteren Ausbildung in eine Lagerschule in Vorpommern geschickt und stieg alsbald in den Dienstrang einer „Jugendführerin“ auf, was von einem ihrer Brüder (Jahrgang 1925), die beide in der Wehrmacht dienten, in einem Feldpostbrief vom 24.11.43 mit Anerkennung und Stolz kommentiert wurde:

"(...) Vor allem aber gratuliere ich Dir zu Deiner Beförderung. Als ich am Absender "Jgf." las, glaubte ich erst, das hieße Jungfrau. Beim Lesen des Briefes wurde ich aber eines anderen belehrt. Nun stehe ich also im Schatten meiner beiden "großen" Geschwister."²¹

Wie angesehen ihre soziale Stellung war, bringt auch ein Brief einer Freundin zum Ausdruck, die ihr herzlich zur Beförderung gratuliert und schreibt, sie wolle alles tun, damit sie einmal zu Besuch kommen könne, in das Lager *"in dem Du herrschst"*.²²

In ihrer Funktion als Jugendführerin kam Franziska G. viel herum, sie war an diversen Orten im „Reichsprotectorat Böhmen und Mähren“ und der „Ostmark“ (u.a. Reingers im nördlichen Waldviertel) stationiert. Von November 1944 bis Kriegsende

²⁰ Christina Altenstraßer, Zwischen Ideologie und ökonomischer Notwendigkeit. Der „Reichsarbeitsdienst für die weibliche Jugend“, in: Gabriella Hauch (Hg.), Frauen im Reichsgau Oberdonau. Geschlechtsspezifische Bruchlinien im Nationalsozialismus, Linz: Oberösterreichisches Landesarchiv 2006, S. 107-129.

²¹ IfG – Wien, SFN, NL 48, Schreiben von Gottfried G. vom 24.11.1943, o.U.

²² IfG – Wien, SFN, NL 48.

versah Franziska G. „*Horchdienst*“ im Mühlviertel. Nach Kriegsende kehrte sie im November 1945 zu ihren Eltern nach Niederösterreich zurück, wo sie Heimarbeit als Strickerin übernahm. Später war sie als Arbeiterin in einer Grafit-Schmelzriegelfabrik sowie in einer Großwäscherei in Wiener Neustadt beschäftigt.

Der schriftliche Vorlass von Franziska G. setzt sich aus verschiedenen Objekten und Texten aus der NS-Zeit zusammen. Zum einen aus einer umfangreichen Feldpostkorrespondenz mit ihren beiden Brüdern, die beide den Krieg überlebten. Zum anderen hat Franziska G. die Briefe ihrer diversen RAD-Kolleginnen, die ja ständig versetzt wurden, bzw. der FLAK-Freundinnen sorgfältig aufbewahrt. In den Wochen unmittelbar nach Kriegsende (26. April bis 9. Mai 1945) verfasste sie 19-seitige tagebuchähnliche Aufzeichnungen. Darüber hinaus hat sie verschiedene Gegenstände aus der RAD-Zeit, wie z.B. Dienstabzeichen, eine Garnitur Besteck und gut 30 Propagandaheftchen des *Winterhilfswerks* als Erinnerungsstücke behalten und zwischen 2002 und 2009 der Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte an der Universität Wien übergeben.

Bevor sie diesen Bestand dem Archiv in Wien übergab, verfasste Franziska G. im Sommer 2002 noch handschriftliche autobiografische Aufzeichnungen im Umfang von 36 Seiten, in denen sie kurz ihre Kinder- und Jugendzeit beschrieb, um anschließend ausführlich ihre Erinnerungen an die RAD-Zeit zu schildern. Zudem hat Franziska G. im März 2003 ein Fotoalbum zusammengestellt. Darin nahm sie neben den 316 Fotografien von sich und ihren RAD-Kolleginnen auch einzelne Postkarten nach dem Krieg auf. All diese Dokumente und Objekte zeigen, mit welchem emotionalen Wert der Reichsarbeitsdienst für sie belegt war.

III. Eine Lebensbornschwester

Marianne L. wurde 1924 in Klosterneuburg in Niederösterreich geboren. Ihre Mutter (1886-1969) war Gemeindebeamtin, ihr Vater (1882-1927) Elektromonteur. Sie besuchte die Volksschule und das Gymnasium in Klosterneuburg. Sechzehnjährig ging sie vom Gymnasium, um ab 1940 als „Vorschülerin“ eine Ausbildung als Hebamme im *Lebensborn-Säuglingsheim Wienerwald* zu absolvieren.²³

²³ IfG – Wien, SFN, NL 147/II.

Anschließend war sie Schwesternschülerin in Köln und später dann kriegsdienstverpflichtet in einem „Mutter-Kind-Heim“ bei Wiener Neustadt.

Der 1935 gegründete *Lebensborn e. V.* war eine von der SS ins Leben gerufene karitative Organisation, die ledige Müttern unterstützte, „*bei denen nach sorgfältiger Prüfung der eigenen Familie und der Familie des Erzeugers durch das Rasse- und Siedlungshauptamt-SS anzunehmen ist, daß gleich wertvolle Kinder zur Welt kommen*“, wie es in der Satzung des Vereins vom 12.12.1935 hieß. Der Verein unterhielt bis Ende des Krieges innerhalb der Reichsgrenzen acht Entbindungs- und vier Kinderheime. Sofern sie es wünschten, war den Müttern durch die hauseigenen Standesämter eine Geheimhaltung ihrer Identität garantiert, sie konnten die Neugeborenen gleich nach der Geburt zur Adoption freigeben, worum sich der SS-Verein kümmerte. Es ging also nicht darum, SS-Männer mit deutschen Frauen zusammenzubringen, um rassistisch einwandfreie Kinder zu „züchten“. Vielmehr wurden nach streng sozialdarwinistischen und rassistischen Kriterien als wertvoll erachtete werdende Mütter betreut, um sie an einem möglichen Schwangerschaftsabbruch zu hindern. Nicht nur der Lebensborn, sondern auch die *Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV)* boten jungen Frauen, aber auch Müttern von kinderreichen Familien in so genannten Mutter-Kind-Heimen medizinische und sozialfürsorgliche Unterstützung.²⁴

Im Zuge der selektiv pronatalistischen Auslese der als vollwertig erachteten Mitglieder der Volksgemeinschaft und einer ausgrenzenden und ausmerzenden Politik gegen die als sozial und erbbiologisch „minderwertig“ erachteten Teile der deutschen Bevölkerung, die so genannten „Asozialen“ und Menschen mit Erbkrankheiten und Behinderungen, war es ab 1936 in Deutschland und ab 1938 auch in Österreich zu einer Erhöhung der Zahl der Krankenschwestern sowie zur Errichtung von diversen Ausbildungsschulen für Pflegepersonal gekommen.²⁵ Denn wir müssen uns vor Augen führen, dass die Förderung der ersteren parallel zur

²⁴ Georg Lilienthal, *Der „Lebensborn e.V.“ Ein Instrument nationalsozialistischer Rassenpolitik*, überarbeitete und erweiterte Ausgabe, Frankfurt am Main: Fischer 1993, S. 155.

²⁵ Cf. Gisela Bock, *Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik*, Opladen 1986 (Neudruck Münster 2010); Wiebke Lisner, „Hüterinnen der Nation“. Hebammen im Nationalsozialismus, Frankfurt/New York: Campus Verlag 2006; Josef Goldberger, *Frauen als Sterilisationsopfer*, in: Gabriella Hauch (hg.), *Frauen im Reichsgau Oberdonau. Geschlechtsspezifische Bruchlinien im Nationalsozialismus*, Linz: Oberösterreichisches Landesarchiv 2006, S. 371-380.

Zwangsterilisierung und Tötung der letzteren ausgeführt wurde. Beide Aktivitäten verlangten nach einer größeren Zahl von medizinisch ausgebildetem Ärzte- und „Pflege“personal. Mit Kriegsbeginn und der aggressiven Expansionspolitik des Nationalsozialismus erweiterten sich die diesbezüglichen Berufsmöglichkeiten erneut. Der Lebensborn errichtete beispielsweise eigene Entbindungs- und Kinderheime in Belgien, Frankreich, Luxemburg, Norwegen und Polen, in denen nach strenger biologischer Auslese über 6000 Kinder zur Welt kamen, was natürlich nur einem winzigen Bruchteil der tatsächlich gezeugten Soldatenkinder entsprach.²⁶

Viele durch die Wirtschaftskrise von der Arbeitslosigkeit betroffene junge Frauen sahen darin eine attraktive Chance, einen sozial angesehenen Beruf erlernen zu können, so dass die Zahl der Bewerberinnen die der Ausbildungsplätze um ein Vielfaches übertraf. Auch Marianne L. Nachlass zeugt von einer hohen Identifikation mit ihrem Beruf. Der große Bestand an sorgfältig angelegten Fotoalben, die neben Fotografien aus der Ausbildungszeit während des Zweiten Weltkriegs auch Aufnahmen von späteren Zusammenkünften der ehemaligen Kolleginnen enthalten, zeigt uns lauter junge, gutgelaunte Mädchen im NS-Dienst. Auch die Briefe geben Einblicke in einen Arbeitsalltag, der von Kollegialität und Gemeinschaft geprägt ist.

Marianne L. übte den Beruf der Säuglings- und Kinderkrankenschwester auch nach dem Zweiten Weltkrieg aus. Die Kontakte mit den Kameradinnen brachen auch nach dem Krieg nicht ab. Ihre umfangreiche Korrespondenz mit etwa 15 Freundinnen und ehemaligen Krankenschwesterkolleginnen aus Österreich und Deutschland reicht bis in die 2000er Jahre.²⁷ Neben Hochzeitsanzeigen, Todesnachrichten, Sponsionsanzeigen usw. wurden Gedichte und Heiteres versandt. Höhepunkte bildeten aber die regelmäßigen Kameradinnentreffen. Die enge emotionale Bindung, von der Sönke Neitzel in Bezug auf die Wehrmachtssoldaten gesprochen hat, finden wir ebenso bei den Lebensbornschwestern und den RAD-Führerinnen, wobei, wie Elizabeth Harvey betont, die Geschlechterspezifika dieser Kameradschaft zu berücksichtigen sind.²⁸

²⁶ Georg Lilienthal, Der „Lebensborn e.V.“ Ein Instrument nationalsozialistischer Rassenpolitik, überarbeitete und erweiterte Ausgabe, Frankfurt am Main: Fischer 1993, S. 157.

²⁷ IfG – Wien, SFN, NL 147/II.

²⁸ Elizabeth Harvey, Women and the Nazi East: agents and witnesses of Germanization. New Haven: Yale University Press, 2003, vgl. Auch Franka Maubach, Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachthelferinnen, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2009.

IV. “Volksgemeinschaft” als Erlebnismgemeinschaft.

Ausschlaggebend für die Initiative von Hermine Braunsteiner zur Eigen-Bewerbung als Aufseherin bzw. im Falle von Franziska G. für den RAD erscheint in erster Linie die Unzufriedenheit mit der aktuellen Erwerbstätigkeit bzw. Erwerbslosigkeit: Braunsteiner war zum Zeitpunkt ihrer Rekrutierung mit der als körperlich anstrengend und eintönig empfundenen Fabrikarbeit unzufrieden, Franziska G. ihrer Stellung als Dienstmädchen überdrüssig. Einzig Marianne L. hatte eine Gymnasialbildung genossen und somit bessere berufliche Ausbildungschancen. Es kann somit davon ausgegangen werden, dass es für diese jungen Frauen das Hauptziel war, eine Chance zu nutzen, raus aus den engen und finanziell prekären familiären Verhältnissen zu kommen. Die freiwillige Bewerbung ist somit nicht notgedrungen ein Indiz für politische bzw. ideologische Motivation, sondern vielmehr dafür, dass die Frauen eine Gelegenheit zum sozialen Aufstieg und zur finanziellen Verbesserung suchten und wahrnahmen.

Es geht mir in folgenden nicht darum, die KZ-Karriere einer Hermine Braunsteiner mit der einer RAD-Führerin gleichzusetzen, sondern um die ähnliche soziale Ausgangssituation, die die Attraktivität des Nationalsozialismus für diese Frauen erklärt. Gerade im Falle des annektierten Österreichs müssen wir uns vor Augen führen, dass das Gros der österreichischen Frauen – insbesondere jene, die sich bislang politisch nicht für den Nationalsozialismus interessiert bzw. engagiert hatten – zu einem wirtschafts- und gesellschaftspolitisch außergewöhnlichen Zeitpunkt mit dem Nationalsozialismus in Berührung kam.

Wegen der hohen Arbeitslosigkeit im Zuge der Weltwirtschaftskrise war es in Österreich schwierig, eine gut bezahlte Anstellung zu finden. Hinzu kam die politische Krise, welche die 1930er Jahre charakterisierte und im Falle Hermine Brausteiners und Franziska G. mit dem Einstieg in die Erwerbstätigkeit zusammenfiel: Nach dem Verbot der sozialdemokratischen wie aller anderen Parteien war es im Februar 1934 in Wien, in Oberösterreich, Tirol und der Steiermark zu bürgerkriegsähnlichen Kämpfen gekommen. Der in der Maiverfassung 1934 legitimierte austrofaschistische Ständestaat bekam die wirtschaftlichen Probleme nicht in den Griff und ließ zusätzlich das Sozialsystem verkümmern.²⁹ Österreich

²⁹ Vgl. Ernst Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, Wien u.a. 2001, S. 373-417.

hatte 1938 einen Bürgerkrieg hinter sich, gefolgt von einer vierjährigen Diktatur, dem austrofaschistischen Ständestaat. Wenn der Bürgerkrieg auch in erster Linie die Hauptstadt Wien und einige Arbeiterstädte betraf, so spaltete er die österreichische Gesellschaft doch nachhaltig in ein linksliberales und konservatives Lager.

Als diese jungen Österreicherinnen 1938 Reichsbürgerinnen wurden, bot ihnen der Nationalsozialismus bislang ungekannte Arbeitsmöglichkeiten. Allen drei Frauen kam die geänderte NS-Arbeitsmarktpolitik Frauen gegenüber zugute: Hatte sich der Nationalsozialismus zuerst restriktiv zur Frauenarbeit verhalten, so änderte er im Zuge der Kriegsvorbereitungen rasch seine Politik, wie Elizabeth Harvey in ihrem Beitrag betonte. Im repressiven Klima der Krisenzeit 1929/1930 waren viele erwerbstätige Frauen zugunsten von Männern aus ihren Arbeitsplätzen gedrängt worden. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme bestand das Problem der Arbeitslosigkeit unvermindert weiter, dem u.a. durch eine gezielte geschlechterspezifische Benachteiligung von erwerbstätigen Frauen begegnet wurde.³⁰ Mit den Kriegsvorbereitungen änderte sich ab 1938 aus wirtschaftspolitischen Gründen der Kurs von einer restriktiven und diskriminierenden Arbeitspolitik gegenüber Frauen hin zu einer effektiven Nutzung der weiblichen Arbeitskraft. Gerade die „Ostmärkerinnen“ profitierten von diesem strategischen Wandel.

Bei diesen motiviert mitarbeitenden, sich selbst aber als unpolitisch verstehenden Frauen sticht insbesondere die Generation der nach dem Ersten Weltkrieg geborenen heraus, also solche die als junge Frauen in den Dienst des Regimes traten. Ich definiere Generation in Anlehnung an Reinhardt Koselleck somit als eine Erfahrungsgemeinschaft.³¹ Im Gegensatz zu der von Michael Wildt untersuchten „Generation des Unbedigten“, den zwischen 1900 und 1920 geborenen Männern, die sich schon während ihrer Universitätsausbildung politisch engagierten und die gleich nach der Machtergreifung Karriere machten, sprechen wir hier von Frauen, die den

³⁰ Vgl. Lore Kleiber, »Wo ihr seid, da soll die Sonne scheinen!« – Der Frauenarbeitsdienst am Ende der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus«, in: Mutterkreuz und Arbeitsbuch. Zur Geschichte der Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus, Frauengruppe Faschismusforschung, Frankfurt am Main 1981, S. 188-214, hier S. 189.

³¹ Reinhart Koselleck, Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt a. Main 2003, S. 34-41.

Ersten Weltkrieg nicht einmal als Kinder erlebt hatten.³² Es handelt sich vielmehr bei den österreichischen, zwischen 1918 und 1925 geborenen Frauen um Zuschauerinnen des Bürgerkrieges bzw. der politischen Konflikte in Österreich. Jedoch müssen wir in Betracht ziehen, dass ihre Jugendzeit und das Erwachen ihrer Sexualität exakt in die vierjährige Regierungszeit des erzkatholischen, autoritären Regimes fiel, das ihren Eintritt in das Erwachsenenalter überformte. Der Nationalsozialismus, der 1938 erstmals die zivile Ehe und somit auch die Ehescheidung für getaufte Katholiken einführte, mag vor diesem Hintergrund für viele Österreicherinnen und Österreicher einen gewissen Reformwind in sich geborgen haben.

Außerdem bot der Nationalsozialismus den jungen Frauen Arbeit, berufliche Verantwortung und Entfaltungsmöglichkeiten, die der Krieg nur noch verstärkte, finanzielle Eigenständigkeit und eine sexuelle Freiheit, die sie im ständestaatlichen, klerikalen Österreich, vor allem im ländlichen Bereich, so nicht gekannt hatten. Braunsteiners KZ-Dienst, Franziska G.s RAD-Dienst und Marianne L. Schwesterntätigkeit gewährten weiter Mobilität und die Möglichkeit, mit anderen jungen Menschen beiderlei Geschlechts zu sozialisieren. Für alle drei Frauen bedeutete der NS-Dienst neben einer sicheren Ausbildung und einer Berufsperspektive auch Komfort, Kameradschaft und Machterfahrung.

Diese Machterfahrung konkretisierte sich beispielsweise in der Uniform, die noch in den späten 1930er Jahren für Frauen eine relativ neue Form der Berufsbekleidung war, da sie sich erst mit dem massiven Arbeitseinsatz von Frauen im Ersten Weltkrieg durchgesetzt hatte.³³ Die Schwestertracht und RAD-Uniform waren Arbeitskleidungen, die die jungen Frauen mit konkreten Machtbefugnissen und Kompetenzen ausstatteten. Insbesondere die Uniform der KZ-Aufseherinnen war eine Uniform im (para)militärischen Sinn, welche die Trägerinnen als ziviles Gefolge der Waffen-SS kennzeichnete.

Optisch homogenisierten alle drei Uniformen das Aussehen ihrer Trägerinnen. Die uniformierten Körper vermittelten jedoch nicht nur den Betrachtern das Bild einer

³² Michael Wildt, *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherhauptamtes*, Hamburg 2002.

³³ Elissa Mailänder Koslov, *Gewalt im Dienstalltag. Die SS-Aufseherinnen des Konzentrations- und Vernichtungslagers Majdanek, 1942-1944*, Hamburg: Hamburger Edition 2009, S. 137-188.

einheitlichen Gruppe, sie verliehen auch den Trägerinnen das Gefühl einer in sich geschlossenen Einheit. Wie es die Politologin Paula Diehl für die SS-Körperbilder der SS-Männer herausgearbeitet hat, so wurde auch im Falle der Aufseherinnen mit Hilfe der Uniformen eine sichtbare, aber auch eine symbolische Trennlinie zwischen Zugehörigen und Ausgeschlossenen eingeführt und gleichzeitig im Arbeitsalltag zur Schau gestellt. Die Trägerinnen konnten sich durch die Uniform als Repräsentationsorgane eines Kollektivs und als Teil dieser Macht begreifen, ganz nach dem Motto: Kleider machen Leute.

Auch die Architektur der Gebäude, der SS-Wohnsiedlung, der RAD-Ausbildungsschulen oder der Schwesternheime, die in den Fotoalben der drei Frauen einen prominenten Platz einnehmen, spiegelt das politische Frauenbild der NS-Führung wider, das sich im individuellen Selbstverständnis der KZ-Aufseherin, der Reichsarbeitsdienstführerin und Lebensbornkrankenschwester konkretisierte und mit Sinn erfüllte. Die moderne, komfortable, nüchtern-monumentale Architektur dokumentiert sozusagen den ideologischen und lebensweltlichen Rahmen, in dem das NS-Personal wohnte und arbeitete. Das RAD-Lager, das Lebensbornschwesterheim und das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück, das Braunsteiner wie allen anderen KZ-Aufseherinnen als Ausbildungslager diente, waren somit Disziplinarräume. Denn mit Hilfe von Kasernierung und Uniformierung wurde versucht, aus einer heterogenen Gruppe von Frauen eine professionelle Gemeinschaft zu machen.

Doch die angewandten Disziplinartechniken sind nicht ausschließlich negativ als Gesetz, Verbot oder Regel zu verstehen, also als Restriktion und Grenze zwischen Erlaubtem und Verbotenem. Michel Foucault hat immer wieder darauf hingewiesen, dass ihre Reduktion auf verneinende, repressive Eigenschaften (*du darfst nicht*) eine verheerende Fehleinschätzung darstellt.³⁴ Um die Funktionsweisen von Macht verstehen zu können, müssen auch ihre positiven, produktiven Mechanismen untersucht werden (*du darfst!*). Die Reglementierung der Arbeitszeit und Freizeit, des Wohnraumes und der Kleidung stellte für das NS-Personal also nicht nur Zwänge und Verpflichtungen, sondern zugleich auch Rechte, Privilegien,

³⁴ Michel Foucault, „Die Maschen der Macht“, in: Ders., Analytik der Macht, herausgegeben von Daniel Defert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange, Frankfurt a. Main 2005, S. 220-239, hier S. 238.

Identifikationsangebote sowie eine Ermächtigung zur Ausübung der Dienstfunktion dar.

Der KZ-Dienst, wie auch der Posten einer RAD-Führerin und die Arbeit als Säuglingsschwester in einem Lebensbornheim stellten somit nicht nur Einschränkung und Disziplinierung, sondern neben sozialen und finanziellen Vorteilen sowie Komfort auch beruflich eine attraktive Perspektive dar, für deren weiteren Verlauf Ehrgeiz, Karriere, Macht und Gewalt eine Rolle spielten.

Fazit

Die Sozialpsychologin Gudrun Brockhaus fasst diese Gemengelage in das Konzept des „Erlebnisangebotes“³⁵ zusammen und Michael Wildt spricht von „Selbstermächtigung“.³⁶ Volksgemeinschaft ist ergo eine Erlebnisgemeinschaft. Dass diese durch die Erfahrung des Nationalsozialismus und des Krieges konstituierte Erlebnisgemeinschaft auch nach dem Kriege weiterlebte, davon zeugen erneut die Nachlässe und Ego-Dokumente. Nach dem Krieg prägte die österreichische und deutsche Gesellschaft ein fundamentales Erlebnis: die Trauer um die Toten und die Suche nach den Vermissten.

Stellvertretend sei die 1925 in Vorarlberg geborene Helma H. erwähnt, die ihren Verlobten, die Schulliebe Walter K. (Jahrgang 1923) im Februar 1945 in Bärzdorf bei Breslau in Schlesien/Polen verlor. Wegen der heftigen Gefechte konnte der Leichnam von seinen Kameraden nicht bestattet werden. Ein Briefkonvolut von 43 Schreiben dokumentiert die Korrespondenz von Helma H. mit verschiedenen Institutionen und Personen, u.a. zwei Pfarrern und dem Truppenarzt, betreffend die Todesumstände und das Grab von Walter K.³⁷

Es ist faszinierend, mit welcher Akribie, mit welchem Nachdruck, ja Leidenschaft Helma H. das Grab ihres Verlobten sucht, bis sie 1956 wieder heiratet. Der Topos des Vermissten, des unbekanntes Grabes, der Vertriebenen durchzieht ihre zahlreichen Briefe an ehemalige Soldaten aus dem Regiment, ehemalige Dorfbewohner sowie weibliche Verlobte von Kameraden, die meistens alle sehr

³⁵ Gudrun Brockhaus, Schauer und Idylle. Faschismus als Erlebnisangebot. München 1997.

³⁶ Michael Wildt, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939. Hamburg 2007.

³⁷ IfG – Wien, SFN, NL 113 I.

hilfsbereit und freundlich antworten. Gesprochen wird in diesen Briefen häufig vom "Heldentod" und ähnlichen NS-Begriffen, die - wie sollte es anders sein - in den 1950er Jahren noch nicht abgelegt waren. Die Suche nach den toten Verlobten wird zu einer Gemeinschaftssache. Im Grunde, so muss man feststellen, lebte diese von Krieg und Gewalt konstituierte Erlebnismgemeinschaft noch lange nach dem Krieg in den Praktiken der Menschen weiter und schweißte die österreichische und deutsche (Mit-)macher- und (Mit)tätergesellschaft zu einem "Wir" zusammen. Zu einer Gemeinschaft, die sich in erster Linie als Opfer des Bombenkrieges und der NS-Kriegspolitik verstand und so sehr mit sich selbst beschäftigt war, dass sie für das Leid und die Verluste der jüdischen Überlebenden häufig blind und taub war.

Deshalb möchte ich mit einer jüdischen Altersgenossin von Hermine Braunsteiner, Franziska G. und Marianne L. schließen, die 1939 aus Wien nach Großbritannien flüchten konnte und so als einzige ihrer Familie die nationalsozialistische Verfolgungs- und Vernichtungspolitik überlebte. Als die 1923 in Wien als Franziska Huppert geborene Frances Nunnally ihre Briefbestände der Sammlung Frauennachlässe an der Universität Wien übergab, richtete sie am 21. Februar 2000 folgenden Brief an die Archivleiterinnen, der besser als jedes wissenschaftliche Traktat, die Dramatik ihrer Lebensrealität veranschaulicht:

"Sehr geehrte Damen,

(...) Wir waren eine jüdische Familie und ich war die Einzige die den Krieg überlebt hat. Im May 1939 wurde ich von meinen verzweifelten Eltern nach England geschickt. Für 3 Monate, bis zum Kriegsausbruch, konnten wir korrespondieren.

Nachher, schrieben meine Eltern an Verwandte in Brüssel, die mir die Briefe schickten. Nach der Eroberung von Belgien, ging unsere Korrespondenz über die USA - - eine langsame Angelegenheit! Dann, als Amerika in den Krieg eintrat - - nichts mehr. Meine Eltern, Bruder, Grossmutter, Tanten, Onkeln, usw. kamen alle im Holocaust um. Von ihnen verbleibt nichts - - keine alten Möbel oder Kunstgegenstände, keine goldene Uhr, kein Ring - - alles Sachen die in Familien von Generation zu Generation weitergehen. Nicht einmal Gräber gibt es für diese Menschen. Der einzige Beweis dass sie jemals auf der Welt waren liegt in ihren Briefen."³⁸

³⁸ IfG – Wien, SFN, NL 36, Schreiben Frances Nunnally vom 21.2.2000. Die Markierungen stammen von Frances Nunnally. Traude Bollauf hat das Fluchttagebuch von Frances Nunnally erforscht: Traudl Bollauf, Dienstmädchen-Emigration. Die Flucht jüdischer Frauen aus Österreich und Deutschland nach England 1938/39, Wien : LIT Verlag 2010.